

**Dynamiken der Vermittlung
Koblenzer Studien zur Germanistik**

Band 7

KSZG

Stefan Neuhaus (Hg.)

Mit Haut und Haar

Die Lyrik und Poetik Ulla Hahns



Stefan Neuhaus (Hg.)

Mit Haut und Haar

**Dynamiken der Vermittlung:
Koblenzer Studien zur Germanistik
Band 7**

Stefan Neuhaus (Hg.)

Mit Haut und Haar
Die Lyrik und Poetik Ulla Hahns

Tectum Verlag

Stefan Neuhaus (Hg.)

Mit Haut und Haar
Die Lyrik und Poetik Ulla Hahns

Dynamiken der Vermittlung:
Koblenzer Studien zur Germanistik
Band 7

Herausgegeben von Prof. Dr. Uta Schaffers, Prof. Dr. Pamela Steen,
Prof. Dr. Eva L. Wyss, apl. Prof. Dr. Hajo Diekmannshenke,
Prof. Dr. Wolf-Andreas Liebert, Prof. Dr. Dr. Stefan Neuhaus

Umschlagabbildung: Ulla Hahn, fotografiert von Julia Braun

© Tectum Verlag – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft,
Baden-Baden 2023

ePDF 978-3-8288-7903-4

(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Werk unter der
ISBN 978-3-8288-4799-6 im Tectum Verlag erschienen.)

ISSN 2365-3043

Gesamtherstellung
bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorbemerkung	VII
„Ich bevorzuge die sanftere Art, eine quasiverdeckte Überrumpelung.“ Fragen an Ulla Hahn	1
Ulla Hahn Die Klavierlehrerin und der Weiße Arm	31
Wulf Segebrecht Für den, der fragt. Ulla Hahns <i>Gesammelte Gedichte</i>	47
Stefan Neuhaus „Kaleidoskopisch“ und „human“: Ulla Hahns Lyrik im Lichte ihrer Poetik	53
Björn Hayer „Das Schreiben / von dem was wir im Leben niemals fassen.“ Zwischen Welterkenntnis und dem Suchen und Finden der Liebe: Zu Ulla Hahns autopoetologischen Gedichten	69
Hannah Krütten Das poetologische Sonett bei Ulla Hahn. Ein (postmodernes) Spiel mit der literarischen Tradition	83
Lothar Bluhm „Wenn ein Gedicht erwacht“: Zur produktiven Rezeption eines Goethe-Gedichts bei Ulla Hahn	103

Inhalt

Katrin Gläser	
Ulla Hahn und die (Un-)Möglichkeit der romantischen Liebe	117
Dorothea Leiter	
Zurück in die Romantik? Romantische und moderne <i>Sehnsucht</i> . Eine vergleichende Analyse der gleichnamigen Gedichte von Ulla Hahn und Joseph von Eichendorff	135
Nadine Ahrle	
„Schattenmorellen ist auch so ein Wort...“ – Empathie in den Gedichten von Ulla Hahn	157
Michelle Bartz	
Die Inszenierung von Geschlechterrollen als kulturelle Konstruktion in Ulla Hahns Gedichten	181
Jana Katharina Schmitz	
Auf der Suche nach Erkenntnis. Zu dem Verhältnis von Poesie und Wissenschaft bei Ulla Hahn	203
Jana Sophie Schäfer	
„Die Glocken der Welt läuteten eine neue Epoche ein“: Narrative des Anthropozän in Ulla Hahns <i>Tage in Vitopia</i>	225
Über die Beiträger:innen	253

Vorbemerkung

Herz über Kopf heißt der erste, 1981 veröffentlichte Gedichtband von Ulla Hahn. Das dritte Gedicht trägt den Titel *Mit Haut und Haar*. Dreierlei ist daran bereits zu erkennen: Erstens: Hahn schließt an lyrische Traditionen an, so nannte Erich Kästner seinen ersten Gedichtband *Herz auf Taille* (1928). Kästner betonte, wie später Hahn, stets den Gebrauchswert seiner Gedichte, auch und gerade für alle Gefühlslagen. Zweitens: Wie Kästner hat auch Hahns Stil den Hang zur Pointe, zumindest zum pointierten, originellen Verwenden von Redewendungen und alltäglichen Floskeln. „Hals über Kopf“ geschieht bei Hahn nichts, aber das Herz wird, gegenüber dem Verstand, aufgewertet und das Recht auf subjektives Empfinden gestärkt – das Herz steht also über dem Kopf, weil es in bestimmten Momenten wichtiger ist, weil es den Ausschlag für Seinszustände und Verhaltensweisen gibt. Das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache (www.dwds.de) sieht „Mit Haut und Haar“ als eine Nebenform von „Mit Haut und Haaren“, was so viel bedeutet wie „vollkommen, gänzlich; mit allem, was dazugehört“. Dass Hahn die Nebenform wählt, ist dem für ihre Gedichte außerordentlich wichtigen Klang geschuldet; der zweihebige Jambus muss mit einem Auftakt enden, um die Emphase wirken zu lassen. Programmatisch ist der Titel, weil er das Unbedingte bezeichnet, mit dem sich das lyrische Ich in Hahns Gedichten auszeichnet; zugleich wirkt die Alltagsformel komisierend, weil sie als möglicher Titel eines Gedichts vollkommen ungeeignet zu sein scheint. Drittens zeigt sich also bereits in den Titeln das Spielerische der Schreibweise Hahns, mit der sie sich Welt aneignet und zugleich auf Distanz hält. Welt wird gerade so erfahrbar – in dem unbedingten Erleben einerseits und der Reflexion über dieses Erle-

ben andererseits. Das Mittendrin schließt den Blick von Außen nicht aus, im Gegenteil – beides gehört zusammen, um den ganzen Genuss, und im Gedicht eben auch den Kunstgenuss, überhaupt erst möglich zu machen.

Genussvoll waren auch die Stunden des Zuhörens im Rahmen von vier Veranstaltungen der Poetik-Dozentur von Stadt und Universität Koblenz. Ulla Hahn las und diskutierte 2022 und Anfang 2023 in der Stadtbibliothek Koblenz, dem Theater Koblenz und an der Universität mit einem bunt durchmischten Publikum, das Spektrum reichte von ‚ihren‘ Leser:innen, die Hahns Gedichte und später auch Romane seit der Veröffentlichung ihres ersten Lyrikbandes durchs Leben begleitet haben (dazu gehört auch der Verfasser dieser Zeilen), bis zu Studierenden, die Hahns Texte noch nicht kannten und sich durchweg begeistert zeigten, nicht zuletzt, weil die Begegnung mit der Autorin ihnen einen ganz persönlichen Zugang zu den Texten gewährte. Ulla Hahns Begeisterungsfähigkeit, die schon aus ihren frühen Gedichten spricht und die jeden ihrer öffentlichen Auftritte zum Erlebnis macht, trug auch mit dazu bei, dass sich einige Studierende entschlossen haben, nicht einfach nur Seminararbeiten zu schreiben, sondern sich an Aufsätzen für den vorliegenden Sammelband zu versuchen. Mit einem – wie der Herausgeber findet – beeindruckenden Ergebnis. So wie Hahns Publikum sind auch die Beiträger:innen des Bandes bunt gemischt, von arrivierten Fachkollegen bis hin zu Nachwuchswissenschaftlerinnen, zu denen ich auch die Studierenden zählen möchte, für die es vielleicht die einzige wissenschaftliche Publikation bleibt, weil sie nach dem Studium den verdienstvollen Beruf der Lehrer:in ausüben werden. Sie haben sich und uns und auch Ulla Hahn etwas bewiesen – dass Literatur, und in diesem Fall ganz besonders die Gedichte Ulla Hahns, eine Wirkung entfalten können, die von der begeisterten, eher emotionalen Erstrezeption bis hin zur, angesichts der offenbar werdenden Komplexität, begeisterten wissenschaftlichen Rezeption reicht.

Zu danken ist allen Beteiligten, für die Ausrichtung und Durchführung der Poetik-Dozentur vor allem Frau Privatdozentin Dr. Margit Theis-Scholz, Kulturdezernentin der Stadt Koblenz, und Herrn Markus Dietze, Intendant des Theaters Koblenz, aber auch den Kolleg:innen in der Stadtbibliothek und an der Universität sowie natürlich den Fördergebern der Poetik-Dozentur (dem Ministerium für Wissenschaft und Gesundheit

des Landes Rheinland-Pfalz, dem Freundeskreis der Universität Koblenz, der Stiftung Universität Koblenz, dem Theater Koblenz). Dank gebührt ebenso den Beiträger:innen und dem Verlag für die freundliche Aufnahme des Bandes in sein Programm.

Koblenz, im Frühjahr 2023

Stefan Neuhaus

„Ich bevorzuge die sanftere Art, eine quasi verdeckte Überrumpelung.“ Fragen an Ulla Hahn¹

Über William Shakespeare wissen wir, außer einigen Lebensdaten, so gut wie nichts. Franz Kafka hat für sich geschrieben, er wollte, dass seine unveröffentlichten Werke – und wohl am besten auch seine veröffentlichten – nach seinem Tod verbrannt werden. Beide Autoren gehören zu den Allerberühmtesten der Weltliteratur. Wäre dann die Frage nach der Motivation, die Ihnen sicher oft gestellte Frage „Warum schreiben Sie?“, nicht eine überflüssige Frage (ich habe bei Autor:innenlesungen keine Frage öfter gehört) oder halten Sie diese Frage dennoch für berechtigt?

Da haben Sie Recht! Keine Lesung ohne diese Frage. Und daher habe ich meinem vierten Gedichtband *Unerhörte Nähe* (1988) einen Frage-Antwort-Katalog mitgegeben: Für den, der fragt. Erste Frage: Warum schreiben Sie?

Daraus nun einige Auszüge, die für mich bis heute Bestand haben: „Was es gibt, ist nicht genug. Ich sehne mich nach dem, was ich nicht bin, nicht habe. Weil es mehr und Besseres geben muss, als das, was wir sind und haben. Nicht aus einer Sehnsucht heraus, die die Augen vor der Wirklichkeit verschließt, die den Blick über die Wirklichkeit hinaus nur auf das Erhoffte richtet. Ein solches Leben und Schreiben wäre Hochmut.

Meine Sehnsucht entspringt dem genauen Hinsehen auf die Wirklichkeit. Schreibend suche ich Möglichkeiten, die über das, was ich weiß,

¹ Alle Zitate in den Fragen stammen aus folgendem Band: Ulla Hahn: Dichter in der Welt. Mein Schreiben und Lesen. München: DVA 2006.

bevor ich die Worte setze, hinausgehen. So vermehre ich mich selbst und die Wirklichkeit auch.“

Doch ich habe mir diese Frage über die Jahre immer wieder gestellt.

Im Nachwort zum Reclam Band *Süßapfel rot* (2003) wagte ich eine persönlichere Antwort. „Meine ersten Gedichte schrieb ich. Nicht: Für wen? Nicht: Wie? Und nicht: Warum? Nicht um zu ... zu belehren, zu beichten, zu rasonieren, zu reflektieren zu verkünden. Ich schrieb. Es machte mir Freude.

Nach vergeblichen Bemühungen, an einer Universität Fuß zu fassen, hatte ich bei Radio Bremen eine Stelle als Literaturredakteurin bekommen. Es war eine Erlösung. Ich musste nicht mehr jeden Satz mit drei Fußnoten stützen, musste nicht mehr lesen, was ‚wichtig‘ war, und schon gar nicht mehr Literatur über Literatur. Ich durfte mit Büchern wieder umgehen wie in meiner Kinder- und Jugendzeit: wie mit Freunden. Und so sah ich auch meine Aufgabe in der Redaktion: Freundschaften zu stiften zwischen Buch und Hörer. Mit einem Wort: Ich durfte Bücher wieder lieben ohne Wenn und Aber. Ich fühlte mich frei.

Ich schrieb. Wichtig war allein, dass es ein Gedicht aufs Papier brachte und nicht an lauter vorweggenommenen Einwänden erstickte. Für eine Germanistin gar nicht so einfach. Wäre ich an der Universität geblieben, ich hätte wohl keine Gedichte geschrieben.

Nach der Arbeit drängte es mich an den eigenen Schreibtisch oder an die Weser, jedenfalls in die Einsamkeit, in jenen Zustand der Verpuppung, der Abkapselung, der mehr ist als ein bloßer Rückzug aus dem Alltag: Ein Zustand der Meditation, der Trance, mächtiger und erregender als das wirkliche Leben. Es ist der Aufenthalt in dieser anderen Welt, wo Alltagswörter werden wie neugeboren; wo sie bannen, (ver)zaubern, heilen. Dichtung ist ‚Anderssagen‘, Sprechen aus der ‚Anderswelt‘. Diese Wonnen des Wörterfindens und Miteinandervereinens, diese Freude, wenn sie Funken schlagen und ungeahnte Bedeutungen freigeben! Wo es gilt, Meister Eckehart zu folgen: ganc ane weg den smalen steg. Der Weg entsteht im Gehen. Und reicht so tief und so weit, wie die Wörter reichen, die mir entgegenkommen, sich mir gnädig zeigen. Dann heißt es: Geschehen lassen, nichts erzwingen wollen, warten können, bis sich die Wörter zu regen beginnen, zu drängen aufs Papier.

Schreiben wurde zur zweiten Natur. Oder zur ersten? Das Bedürfnis zu schreiben verselbständigte sich. Zwei Seelen in einer Brust? Eher zwei Wesen in einem Körper. Eines, das einkauft, kocht, die Waschmaschine anstellt. Und das andere, das sich zu Papier bringt, zu(r) Sprache macht, in den Gedichten aufgeht. Beide miteinander verbunden wie Schlemihl mit seinem Schatten. Fordert mein ‚Schatten‘ mich auf, muss ich ihm folgen. Versuche ich ihn zu fliehen, dem Drang zum Schreiben auszuweichen, in irgendwelche Aktivitäten auszuweichen, wie Bad putzen, um die Alster laufen, lässt er mir keine Ruhe, bis ich mich wieder aus der Alltagswelt zurückziehe, in die andere Welt, die Welt der ‚Schatten‘. Das Schreiben aufzugeben hieße, wie Schlemihl, der seine Seele dem Teufel verkauft, die Seele zu verkaufen.“

Und die zweithäufigste Frage?

Oft schloss sich damals, also in den frühen achtziger Jahren, ganz so wie heute, daran die Frage: „Für wen schreiben Sie?“ Und kurz und bündig antwortete ich: „Für den, der fragen will.“

Über die Jahre aber wurde meine Antwort zunehmend komplexer.

Und heute? Heute möchte ich dieses „will“ unterstreichen. „Mit Gedichten musst du was anfangen wollen/...“ habe ich Jahrzehnte später einmal formuliert.

Fang

Mit Dichtung musst du was an
fangen können eine Reise
um die Welt einen Fisch
aus dem Meer – anfangen
wie eine Liebe mit vierzehn
fangen den Ton aus dem Jägerhorn

Mit Dichtung musst du was an
fangen wollen die Fahrkarte
musst du schon selber kaufen
oder die Angel den Engel
nicht leugnen wenn er dich ruft
trau dich ihm zu folgen

im Flug ohne Angst
vor dem Absturz oder
der anderen Welt
in die er dich führt
als wärest du dort
schon immer zu Hause gewesen

Und immer wieder betone ich: ‚Was‘ Sie, Leserin und Leser, mit einem Gedicht an-fangen, ist allein Ihre Sache.

Dazu möchte ich wiederum ein wenig ausholen.

Der vielen Lesenden aus Schulzeiten so oder so ähnlich im Ohr hängengebliebene fatale Satz: Was will uns der Dichter damit sagen? wird so manch einer und einem die Lust am Gedicht nachhaltig verdorben haben. Er gehört in die Tonne ☺. Wichtig ist allein, dass ein Gedicht neugierig macht, begierig auf eine Frage und die Antwort darauf, die Leserin und Leser sich beide selbst stellen und auch selbst beantworten müssen. Wer nicht glaubt, im Gedicht etwas zu finden, das ihm oder ihr etwas zu sagen hat, bestenfalls sogar unter die Haut geht, für den bleibt es ein Buchstabenhaufen. Wer nicht glaubt, dass Wörter noch (viel) mehr können, als uns ein alltagstaugliches Miteinander zu ermöglichen – was ja schon sehr viel ist – der wird sich leider mit diesem Zugang zur Anderswelt schwer-tun. Versperrt ist sie keiner Menschenseele. Versuchen kann es jede:r immer wieder. Trainieren auch. Hinweise und Fingerzeige, die neue Blicke eröffnen, durchaus annehmen.

Wer aus welchem Grund ein Gedicht liest, sollte es freiwillig tun (dürfen). Wer überhaupt ein Gedicht liest, tut das, weil er glaubt, dort etwas vor Augen und Ohren zu kriegen, was er sonst nirgends findet. (Das gilt für Kunst allgemein). Mit Freude habe ich gehört, dass es in den Gedicht-Seminaren von Prof. Stefan Neuhaus notenfrei zugeht.

Das Gedicht ist ganz von dieser Welt und ganz von einer anderen, der Anderswelt. Auf die will es neugierig machen, auch wenn es ganz diesseitig daherkommt. In dieser Spannung zwischen Identifikation – sich angesprochen fühlen – und der Lust auf etwas Neues hervorzurufen fesselt das Gedicht. Verlockt das Gedicht den Lesenden dazu, das Gedicht zu dem seinen zu machen. Und so wie jeder Mensch ein Unikat ist, gilt dies auch

für das Gedicht. Jedes Gedicht wird im Kopf der Lesenden zu (einem vorläufigen) Ende geschrieben. Zugespitzt formuliert: ein Gedicht + hundert Lesende = hundert Gedichte.

Hierzu ein Beispiel, das diese Auffassung eindrucksvoll illustriert:

Katzenmahlzeit

Alles ist in Roma essbar
Artischocken schwarzes Schaf
Ciceroni Chips Zypressen
Rosmarin Maroni

Alles ist in Rom vergessbar
Esbahn Uhahn Alster Spree
Villen Pillen Brillenträger
Papa Papperlap

Alles ist vergessbar essbar
Colosseum Marzipan
Minestrone Mama Mia
Dolce Duce Du

Zu diesem Gedicht erhielt ich einige Leserbriefe. Einen, liebevoll mit Blümchen verziert, schickte mir ein kleines Mädchen: „Meine Tante hat mir Ihr Gedicht Abends am Bett vorgelesen. Ich habe nichts verstanden, aber es hat mir gefallen. Ich habe es auswendig gelernt (Ha! U.H.) und jetzt benutze ich es mit meinen Freundinnen auf dem Schulhof zum Abzählen.“ Eine zweite Zuschrift kam von einem Oberstudienrat.

Er warf mir vor, mit diesem Gedicht den italienischen Faschismus zu verherrlichen. Ich stutzte, begriff nichts, dann dämmerte es mir: Der Herr Lehrer hatte die letzte Zeile des Gedichts mit „süßer Führer du“ übersetzt und dabei wohl an Mussolini gedacht, während mir mit der Vermischung von Essbarem und Vergessbarem eher ein Tiramisu und eine abgeräumte Liebe vorschwebten. Und zum Schluss noch die Stimme eines Psychotherapeuten. Er hatte herausgefunden, dass mein Name, „Uhahn“ (den

aufmerksame Drucker in Angleichung an „Sbahn“ immer wieder nur als „Ubahn“ rollen lassen wollten), in der Mitte aller Wörter steht, was für ihn der untrügliche Beweis war, dass sich im Gedicht wie im Leben immer alles um das Ego der Autorin/des Autors dreht.

Jede:r hat das Gedicht auf die für sie/ihn zuträglichen Bestandteile reduziert. Mit dem sie/er etwas anfangen konnte. Hier beginnt für das Kind, den Oberlehrer, den Psychologen das Gedicht, und mühelos fügen die Lesenden diesem, ihrem Aspekt, diesem höchstpersönlichen Zugriff alles weitere an und ein. Das Gedicht ist entschlüsselt. Für sie. Es ist in der realen Welt, der Welt in ihrem Kopf angekommen, für die reale Welt, die Welt im Kopf des Lesenden zurechtgestutzt. Er kann beruhigt sein; das Gedicht hat seine Magie, seinen Verweis, seine Verlockung in die Anderswelt verloren. Den Stachel, das Unerreichbare zu erreichen, das Unwirkliche in die Wirklichkeit hinein zu holen. Ist das verwerflich? Mitnichten. Im Gegenteil. Sie haben ja mit dem Gedicht durchaus etwas anfangen können. Das kleine Mädchen hat es sogar produktiv in seinen Alltag einfügen, es sozusagen gebrauchen können.

Doch haben die Drei ihr Gedicht damit jeweils befriedigend entschlüsselt? Mag sein, es genügt ihnen. Aber sie können doch auch neugierig bleiben und mal schauen, ob sie auch noch andere ‚Schlüssel‘ entdecken. Sie haben wie Dichter und Dichterin selbst alle Freiheiten, immer neue Entdeckungen zu machen, das, was zwischen den Zeilen steht, lesbar und erlebbar zu machen.

Trauen Sie sich, vertrauen Sie sich dem Gedicht an. Es ist immer für Sie da. Und wenn es bei Ihnen nicht auf Gegenliebe stößt, legen Sie es beiseite. Aber: Geben Sie einem Gedicht eine zweite Chance. Haben Sie sich geändert, ändert sich auch – sehr wahrscheinlich – das Ihr-Gedicht. Auch ein Gedicht, das Sie lieben, reift sozusagen mit Ihnen. Besonders wenn Sie es sich eingepägt haben. Daher plädiere ich leidenschaftlich für das laute Lesen von Gedichten. Zu spüren, wie die Schriftzeichen aus Ihrem Mund heraus geboren werden: Das ist das wahre Sich-zu-Eigen-Machen, das Ihnen deutlich vor Ohren führt, welch unterschiedliche Wesen Sie da in die Welt entlassen, die alle den Familiennamen Gedicht tragen. Und Sie erleben mit eigenen Ohren, dass jedes Gedicht zwei Väter hat, David, den Rhetor, und Orpheus, den Sänger. Im Anfang war der Klang. Nicht das Wort.

Vor allem aber: Ein Gedicht ist keine Vorschrift. Selbst ist die Leserin, der Leser. Hüten Sie sich vor betreutem Lesen. Lesen Sie lieber mit Friedrich Nietzsche:

Nicht nur für den wissenschaftlichen Umgang mit Gedichten empfehle ich, seit ich diesen Aphorismus kenne, Friedrich Nietzsche: Die Liebe als Kunstgriff.

„L i e b e a l s K u n s t g r i f f . – Wer etwas Neues wirklich k e n n e n lernen will, (sei es ein Mensch, ein Ereignis, ein Buch) der thut gut, dieses Neue mit aller möglichen Liebe aufzunehmen, von allem, was ihm daran feindlich anstößig, falsch vorkommt, schnell die Augen abzuwenden, ja es zu vergessen: so dass man zum Beispiel dem Autor eines Buches den größten Vorsprung giebt und geradezu, wie bei einem Wettrennen, mit klopfendem Herzen danach begehrt, dass er sein Ziel erreiche. Mit diesem Verfahren dringt man nämlich der neuen Sache bis an ihr Herz, bis an den bewegenden Punct: und dies heißt eben sie kennen lernen. Ist man soweit, so macht der Verstand hinterdrein seine Restrictionen; jene Ueberschätzung, jenes zeitweilige Aushängen des kritischen Pendels war eben nur der Kunstgriff, die Seele einer Sache herauszulocken.“

Die Grundlage/Aufgabe professionellen Lesens sollte sein, den wissenschaftlichen Anspruch, das Berufswissen, immer mit der Liebe zum Wort und damit zum Menschen zu verbinden: diese Verschränkung sollten wir ‚Professionellen‘ nie aus den Augen verlieren.

In den Lyrikseminaren von Stefan Neuhaus konnte ich einen solchen Umgang mit Gedichten selbst erleben. Die Gedichte waren weder lediglich Anlass für freie Assoziationen noch bloßer Stoff für akademisches Sezieren. Wissenschaftliches Bemühen um den ästhetischen Gegenstand ja, aber ohne die subjektive Wahrnehmung, eigene Erfahrungen zu unterdrücken. Ein junger Mann ‚gestand‘, dass er selbst Gedichte schreibe – vor fünfzig Jahren während meines Studiums in einem Lyrikseminar undenkbar! Und eine Studentin berichtete von ihren Leseerlebnissen mit meinen Gedichten, Gedichte, die ich vor Jahrzehnten geschrieben hatte, Liebesgedichte, die um Abschied und Trennung kreisten. Die Gedichte hatten sie gepackt. Sie hatte sie sich angeeignet, die Botschaften waren für sie da. Die Verse hatten ihr aus dem Herzen gesprochen wie vor mehr als vierzig Jahren mir. Für mich, heute in vollkommen anderen Lebensumständen,

waren sie ‚nur noch‘ Artefakte. Ich las sie mit den Augen der Handwerkerin, nicht als ‚Seelenspeise‘. Ich hatte damals meine Erfahrungen und Empfindungen in Erfindungen verwörtlicht, die offenbar Bestand haben. Es war mir offenbar gelungen, meine persönliche Erfahrung in Wörter zu verwandeln, Wörtergebilde, denen die Zeit nichts anhaben konnte. Einen Teil von sich selbst zu Lebzeiten als zeitlos zu erleben: Eine beglückende Erfahrung.

Wenn eigene Gedichte eine historische Dimension gewinnen, d. h. junge Leserinnen und Leser nicht nur im akademischen Sinne etwas damit anfangen können, dann bleiben sie lebendig. In der Kunst veraltet nichts. Aber das ist immer neu zu beweisen. Indem wir sie in unsere Gegenwart hineinholen. Mit neuen Augen und Erfahrungen lesen wir das Alte wie/als neu. Die Gedichte Sapphos von 600 v. C. heute gelesen = wie heute geschrieben.

Das Studium haben Sie offenbar eher als Qual erfahren, wenn Sie über die Zeit danach, nunmehr tätig im Redakteursberuf, schreiben: „Ich musste nicht mehr jeden Satz mit drei Fußnoten stützen, ich musste nicht mehr lesen, was ‚wichtig‘ war und schon gar nicht mehr Literatur über Literatur.“ Was war denn so quälend und glauben Sie, dass das Literaturstudium auch anders sein kann, oder anders gefragt: Wie könnte es aus Ihrer Sicht sein, um die Liebe zur Literatur zu bewahren und zu fördern?

Zunächst will ich meine Antwort von damals ein wenig modifizieren.

Vom Studium der *G e s c h i c h t e* der deutschen Sprache konnte ich nie genug kriegen. Ich habe des Germanisten Prof. Fritz Tschirch im dritten Band meiner Romantetralogie *Spiel der Zeit* mit einer Verneigung gedacht. Heute denke ich, dass ich damals, unbewusst natürlich, den Fundamenten meines „Haus des Seins“ nachgeforscht habe, gemäß der Heideggerschen Erkenntnis: „Die Sprache ist das Haus des Seins“. Ich wollte in der Geschichte der Wörter einen Stammbaum, eine Heimat finden, die ich in der Familie nur begrenzt finden konnte. Von meinem ersten Geld, das ich beim Pillenpacken in der Fabrik auf dem Dorf in den Ferien verdiente, kaufte ich mir den Kluge, *Das etymologische Wörterbuch der Deutschen Sprache*. Sogar meine Mutter und Verwandten habe ich

mit meiner Sprachlust zu begeistern versucht. Nachzulesen in *Aufbruch*, wenn mein fiktives Alter Ego Mutter, Tante und Kusinen beibringt, dass sie mit ‚super‘ und ‚fidel‘ ja immer wieder mal genauso sprechen wie vor 2000 Jahren die Römer. Da war mir kein Urahn, kein Detail, keine noch so entfernte verwandte Tante im tiefen Quellenwirrwarr zu viel. Als 1984 die Taschenbuchausgabe des Grimmschen Wörterbuchs erschien, machte ich, damals Redakteurin bei Radio Bremen, sogleich eine Werbesendung, um die 33 Bände an mich zu bringen. Sie stehen mir seither griffbereit zur Seite oder stärken mir den Rücken, zuverlässige Weggefährten.

Ja, die ‚Anderswelt‘! Seit den Buchsteinen im *Verborgenen Wort* liebte ich die ‚Anderswelt‘, d. h. alles, was über meine erfahrbare Wirklichkeit hinausging. Als ich dann lesen konnte, waren es vor allem die Wörter und Silben, die mir grenzenlose Freude machten. Ich legte mir ein Heft an, in dem ich „Schöne Wörter schöne Sätze“ notierte. Auch erkannte ich bald, welche Macht sie mir verliehen – auf dem Papier war ich allmächtig – ein Buchstabe genügte und ich konnte mühelos und ungestraft „den Pappa in Pippi“ ertränken (n: *Das verborgene Wort*).

Kurz gesagt: Das Germanistikstudium habe ich eher überstanden als bestanden. Ob ich mir daher in meinem neuen Roman *Tage in Vitopia* – sozusagen als Fußnoten-Trauma-Bewältigung – im Anhang das Vergnügen gemacht habe, lustvoll unakademische Anmerkungen zu platzieren? ☺

„Ohne diese – völlig frei gewählte, von Gedicht zu Gedicht neu gestellte – Regel gibt es keine Poesie.“ *Das ist eigentlich die Regel der Autonomieästhetik seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, aber sie stellt auch hohe Anforderungen an die Leser:innen, die in jedem Text ein eigenes Programm erkennen müssen. An diesem Widerspruch arbeitet sich die Literatur seither ab, auch Bertolt Brecht, Hans Magnus Enzensberger oder Leslie Fiedler (mit der Forderung „Cross the border, close the gap!“) konnten ihn nicht lösen. Hätten Sie eine Idee?*

Da bin ich wohl die falsche Adressatin. Ich habe mich nie um diese Debatten gekümmert. Literaturkritik spielte und spielt für mich eine untergeordnete Rolle.

Und ich wiederhole es: Nein! Die Leserinnen und Leser ‚müssen‘ gar nichts. Wenn ihnen das Gedicht nichts sagt – beiseitelegen. Gelegentlich darauf zurückkommen. Oder versuchen, sich ihm à la Nietzsche zu nähern. Und noch einmal: Jedes Gedicht ist so einzigartig wie der Mensch, der es liest. Wir Menschen sind untereinander so verschieden wie Blätter am Baum. Wie sollten wir auf ein Gedicht reagieren können wie gestanzte Knöpfe?

Für die Schreibenden könnte man gelten lassen: „Wie fang ich’s nach der Regel an“, fragt Stolzing Hans Sachs in Richard Wagners *Die Meistersinger von Nürnberg*. Und der antwortet: „Er stell’ sie selbst und folg’ ihr dann“. Im Gegensatz dazu steht *Ecriture automatique*, das automatische Schreiben, bei dem die Wörter, wie es der Zu-Fall diktiert, unzensuriert aufs Papier gebracht werden, damit allein ‚die Sprache spricht‘, wie es die Vertreter des Surrealismus formulierten, um damit die gewohnten Wahrnehmungsweisen radikal in Frage zu stellen.

An die letzte Frage anschließend: Im Rahmen der Heidelberger Poetikdozentur haben Sie erläutert, dass es falsch ist, Gedichte im landläufigen Sinn „verstehen“ zu wollen, und es gerade als das Interessante an ‚guten‘ Gedichten bezeichnet, nicht in solchem Sinn verstanden werden zu können. Und Sie haben sich gegen die Auffassung gewandt, Gedichte wie „Gebrauchsgegenstände“ zu behandeln. Das widerspricht gängigen Rezeptionshaltungen. Wie ließe sich für das Nichtverstehbare – gerade auch der Lyrik, die das Rennen um die Publikumsgunst gegen den Roman längst verloren hat – bei jenen werben, die möglichst große Verständlichkeit suchen?

Ich glaube, dazu habe ich im Vorangegangenen schon so einiges gesagt. Dazu noch Folgendes.

In einer Jury für einen Literaturpreis schlug jemand zwei Titel vor, die genau das mitbrachten, was Sie wohl unter „großer Verständlichkeit“ verstehen. Gedichte, die an „großer Verständlichkeit“, d. h. gedanklicher und formaler Schlichtheit nicht mehr zu übertreffen waren, im Internet mit hunderten positiver Bewertungen geliked. Meinen Sie das? Dies sind in der Tat Gedichte als „Gebrauchsgegenstände“, unverhohlen nützlich und mühelos konsumierbar, mit ihrer naiven Unbedarftheit bar

jeder Verlockung in die Schönheit und die Geheimnisse einer ‚Anderswelt‘. Poetisches Fastfood. Dennoch: wenn diese Texte Eingang in trostbedürftige Herzen finden, wer wollte sie verdammen? Der schöne Satz des dänischen Literaturwissenschaftlers Georg Brandes: „Gut für mich ist ein Buch, das mir hilft, mich weiterzuentwickeln“, mag sehr wohl auf diese Lesenden zutreffen.

Auf der Gegenseite sammeln sich dann die Schreibenden, die es mit James Joyce halten: „I’ve put in so many enigmas and puzzles that it will keep the professors busy for centuries arguing over what I meant, and that’s the only way of insuring one’s immortality.“

Die Balance zu halten zwischen der gewohnten Mitteilungsfunktion der Sprache und der Lust auf Neues, Originelles sei es auf formalen oder inhaltlichem Gebiet, das ist die nie endende Herausforderung an Dichterinnen und Dichter. Originell, aus lat. origo, ein Wort, das den Ursprung bezeichnet, sichtbar werden, entspringen, entstehen.

Sie vertreten den Standpunkt, dass nicht die Autorin oder der Autor, sondern dass die Leser:innen für das verantwortlich sind, was sie lesen: „Geduld muss der Leser aufbringen und Neugier auf sich und die Welt. Den gleichen Eifer, die gleiche Energie wie der Autor. Nur dann wird das Gedicht sein Gedicht. Oberstes Gebot dabei: Nicht zu fragen: Was will der Dichter damit sagen? Sondern: Was sagt dieses Gedicht mir?“ Welche Rolle kann dann die Autorin oder der Autor noch spielen, etwa in der Vermittlung ihrer bzw. seiner Gedichte?

Jedenfalls nicht die Rolle des ‚Besserwissers‘. Autorin und Autor können z. B. unterschiedliche Fassungen einbeziehen, um auf formale Vorgänge aufmerksam zu machen. Sie können sich erinnern, wodurch ein Gedicht ausgelöst wurde. Etwa mein Gedicht *Nach Jahr und Tag*. Da stellte ich gerade eine Anthologie mit Gedichten von Gertrud Kolmar zusammen und schrieb dazu ein Nachwort. Als Redakteurin bei Radio Bremen fuhr ich täglich mit der Bahn von Hamburg nach Bremen und zurück. Immer wieder rasselten auf den Gleisen Güterzüge nach Norden.

Nach Jahr und Tag

Ein Waggon fährt vorbei
Er hat Kohle geladen

Männer links Frauen rechts
Zu den Kabinen im Freibad

Schuhe liegen auf einem Haufen
Im Sommerschlussverkauf

Haare werden geschnitten
Zu einer neuen Frisur

Menschen gehen ins Bad
Zum Baden

Ein Feuer brennt
Es wärmt

Rauch steigt auf
Eine Kerze verlischt

Aber was spielt dieser Hinweis auf das Zustandekommen des Gedichts schon für eine Rolle? Natürlich kann ich auch meine eigenen Gedichte aus dem Blickwinkel einer Germanistin lesen. Aber ‚was ich damit gemeint habe‘, ‚Was sagt das Gedicht, mir der Autorin?‘, ist genau so richtig und wichtig, wie das, was mein Gedicht Leserin und Leser sagt.

Ihre Gedichte sind sowohl bewundert als auch kritisiert worden dafür, dass sie an Muster vergangener Literatur anschließen. Sie schreiben: „Es ist engstirnig, dem Neuen hinterherzuhecheln, am Alten zu kleben auch.“ Ist das nicht ein schmaler Grat und ist es nicht manchmal schwierig, darauf zu balancieren?

Grundsätzlich gilt: ein Gedicht verlangt nichts Bestimmtes, stellt keine Forderung. Und: Jede Kunst schließt an die Muster der vergangenen Werke an, noch in der Leugnung, im Zerstören. Jede Kunst ist ein Spagat zwischen dem Neuen und dem Alten. Das Neue sperrt sich gegen poetische Behandlung, es muss erst heimisch gemacht, gezähmt werden. Das Neue fordert uns heraus, es für unsere Zwecke zu einzunehmen, es uns gefügig zu machen, uns anzuschmeicheln.

Das Alte, Tradierte verspricht Gewissheit. Es ist das Bestehende, scheinbar Unveränderliche. Der Autor kann damit verfahren nach Belieben, soweit das den Stoff betrifft. Hier sind neue Sichtweisen, Formen der Behandlung höchst willkommen; der Gegenstand steht sozusagen festgemauert in der Erden. Der Gegenstand selbst ist poetisch, längst in der Poesie zu Hause: der Baum, das Meer, der Himmel, das Kind, die Liebe, der Tod etc. Das Alte macht uns produktiv, indem es uns zum Ändern anspornt. „Tradition ist nicht das Bewahren der Asche, sondern das Weitergeben des Feuers“ (Gustav Mahler, Jean Jaurés zugeschrieben).

Schwierig wird es, wenn die Autorin sich erkühnt, neue Wörtern wie ‚Genom‘ oder ‚neurohormonell‘, die noch keinen erlebten Inhalt haben, es noch nicht ins Gefühl geschafft haben, vielmehr noch im Kopf stecken, einzubeziehen. Solchen Wörtern ein Wohnrecht im Gedicht zu verschaffen, den Blick zu erweitern, geht wohl am ehesten mit Ironie.

Liebeslied neueren Datums

Leg dein Genom auf mein Genom
Komm Liebster lass und eilen
ACTG – GTCA
Leg an die alten Meilen

Die Stiefel, komm, und gib den Sporn
Den neurohormonellen
Den Schleifen, die das Molekül
In deinen Schaltkreis schnellen

Wo Zellkern sich mit
Zellkern paart im Maienkleide
Mein DNA dein DNA
Auf immergrüner Heide

Entschlüsseln wir uns Gen für Gen
Mit schöpferischem Triebe
Mit evolutionärer Kraft und
Großem L@iebe

Sie haben geschrieben: „Ich habe mich immer als schreibende Zeitgenossin verstanden.“ Welche Themen eignen sich denn besonders zur Zeitgenossenschaft im Gedicht?

Zeitgenossenschaft ist nicht in erster Linie eine Frage der Themen, des Gegenstands eines Gedichts, sondern der Haltung des Schreibenden. Es gehört Mut dazu, der Welt mit Zuversicht zu begegnen. Mit Zuversicht, die keine vordergründige Harmonie meint, doch auch noch in der Behandlung menschlicher Verwahrlosung an das Gute im Menschen rührt: Wohl die schwierigste Aufgabe, die eine Autorin, ein Autor sich stellen kann.

Manche Gegenstände fordern diese Haltung besonders deutlich heraus. Nehmen Sie einfach einmal den dichterischen Blick auf den Baum. Ein zeitloses Thema, möchte man auf den ersten Blick meinen. Doch schon seit Jahrzehnten, ich erwähne hier nur Bertolt Brecht, ist unser romantischer Blick auf den Baum, den Wald, die Natur nachhaltig zerstört, und die Gedichte stellen unsere Besorgnis, unsere Trauer und unseren Widerstand gegen ihre Zerstörung, die Bedrohung unseres Planeten zunehmend bewusster in den Mittelpunkt. Brisante politische Themen drängen sich ohnehin sozusagen selbstverständlich ins Gedicht. Ich wünsche, ich könnte ein Gedicht schreiben wie vor rund 250 Jahren Matthias Claudius: „S' ist leider Krieg, ist Krieg / und ich begehre, nicht schuld daran zu sein.“

„Ironie eignet sich zur Notwehr, nicht für den Dauereinsatz“, schreiben Sie 2003. Allerdings habe ich Zweifel, ob wir heute nicht in einer Zeit leben, die

Ironie gar nicht mehr versteht. Wäre dann nicht eher die Verteidigung der Ironie wieder angebracht, um die Kritikfähigkeit zu stärken?

Im Unterschied zum Sarkasmus oder Spott ist Ironie die subtilere Variante. Sie setzt ein gewisses Maß an Bildung voraus, was heutzutage ohnehin schon verdächtig ist. Ironie bedarf des Verständnisses von Zwischentönen. Der Meinungskorridor, auch des ästhetisch Korrekten, ist aber kaum weniger verengt wie der des politisch-gesellschaftlich Zulässigen. Das führt dann zu den eingangs genannten derberen Varianten Spott und Sarkasmus. Ich kann wohl manch Liedlein davon singen, wie ein-fältige Kritiker mit der Ironie in meinen Gedichten umgingen, wenn sie ironisch konnotierte Zeilen für bare Münze nahmen und sich damit erbärmliche Armutzeugnisse ausstellten (z. Bsp. *Meine Loreley*, *Liebeslied neueren Datums*, *Wörtlich genommen. Darf ein Gedicht schön sein?*).

Ich glaube auch heute noch nicht, dass eine ironische Haltung verteidigt werden muss. Ironie kann befreiend sein, aber sie ist doch eher für den Notfall gemacht. Sie kritisiert Missstände, deckt Übles auf, prangert falsches Bewusstsein an – doch aufbauen kann man mit ihr nichts. Sie ist viel eher vorherrschend als probates Mittel, sich vor Lächerlichkeit zu schützen. Ironie hält sich alle Möglichkeiten offen, und es gehört weit mehr Mut dazu, zu sagen, was ich wirklich meine, ehrlich, meinestwegen naiv. Aber das ist weder hip noch krass noch cool. Der genervte Augenaufschlag ist garantiert.

Auch der humorvolle Blick, die lebensfreudige Variante der Ironie, wird argwöhnisch beäugt, wenn er nicht mit einem schillernden Adjektiv daherkommt, etwa als ‚derber Humor‘. Diesem lebensfreudig humorvollen Blick kann man in meinen Texten, nicht nur in Gedichten, immer wieder begegnen. Zuletzt in meinem Roman *Tage in Vitopia*. Darin geht es um Auswirkungen der Erderwärmung und um Maßnahmen dagegen, und bedrückte Kritiker grübelten, ob eine humorvolle Darstellung unterschiedlicher Ansichten der Teilnehmenden eines Kongresses bei der Brisanz des Themas zulässig sei. Unflätigkeiten sind für die Literaturkritik kein Problem. Positive Haltungen, Lebensfreude gar, geraten dagegen leicht in Kitschverdacht.